

Donnerstag, 19. November 2026, 16:00 Uhr
~10 Minuten Lesezeit

Die unendliche Baustelle

In München und anderen Städten scheinen Straßenarbeiten und entsprechende Belästigungen zum Selbstzweck geworden zu sein.

von Michael Sailer
Bild: Collage mit Fotos von Shutterstock.com (haskj, Fal-cone, frantic00)

Wir kennen alle das Phänomen: Wird irgendwo eine Baustelle eröffnet, ist es damit nicht binnen weniger

Wochen vorbei — nein, wir müssen uns darauf einrichten, dass ein ganzer Lebensabschnitt von den Arbeiten überschattet wird. Mit Zeit raubenden Umleitungen ist ebenso zu rechnen, wie mit Engführungen oder damit, dass man sich nicht selten komplett verirrt. Nicht immer ist der Zweck der Übungen spontan einleuchtend. Etwa bei manchen Kreisverkehren, die den Eindruck erwecken, da hätten ein paar Stadtväter noch zu viel Geld übrig gehabt zum Verpulvern. Nicht immer haben Baustellen auch eine wirkliche Verbesserung zur Folge, welche die Jahre lange Qual für Anwohner und Durchfahrende rechtfertigen könnte. Warum, so fragt der naive Betrachter, muss immer irgendetwas aufwändig verändert werden, was vorher doch einwandfrei funktioniert hat? Im gewohnt bissigen und sprachkreativen Stil nimmt das Münchner Urgestein Michael Sailer die sich häufenden Zumutungen der „Modern Times" aufs Korn.

Wer längere Zeit in einer Stadt — sagen wir mal: München — gewohnt und gelebt hat, kennt und weiß das seit seiner frühen Kindheit: Eine Stadt wird nie fertig. Kaum ist eine Baustelle endlich „erledigt", tut sich unmittelbar daneben die nächste auf. Sobald dort dann die Gehwegplatten wieder verlegt sind und der Straßenbelag (meist notdürftig) geflickt ist, rücken recht bald erneut die Männer in den orangefarbenen Jacken an und reißen die alte Baustelle wieder auf, weil sich herausgestellt hat, dass das eine nicht zum anderen passt oder man irgendwas übersehen oder einen Presslufthammer in der Grube vergessen hat oder die Planungen sich als Blödsinn erwiesen haben oder eine neue politische Ideologie

logistische Veränderungen erfordert.

> ***Drum kann ich mich in den gut sechs Jahrzehnten, die ich in München er- und überlebt habe, an keinen Tag erinnern, an dem ich nicht an einer Baustelle vorbeigekommen bin. Die einzige Ausnahme sind Tage, an denen ich die Wohnung von früh bis spät nicht verlasse; das hat aber fast immer den Grund, dass sich die Baustelle dann in der Wohnung befindet.***

Das Erstaunliche daran ist, dass die Herren der Baugruben, Bagger, Gerüste und Kräne offenbar vom Naturgesetz der evolutionären Lernfähigkeit ausgenommen sind: Statt dass ähnliche oder gleiche Arbeiten mit der Zeit aufgrund früherer Erfahrungen schneller und leichter vonstattengingen, werden sie unablässig komplizierter, chaotischer, aussichtsloser und ihr Ergebnis immer noch kurzlebiger als beim letzten Mal.

Ein harmloses häusliches Beispiel wäre unsere Warmwasserversorgung: Die erledigte dreißig Jahre lang ein Elektroboiler, der beim Einbau schon gebraucht war, alle fünf bis acht Jahre für fünfzig Mark oder Euro entkalkt wurde, aber immer funktionierte — bis zum letzten Tag, als er das Heizen plötzlich einstellte. Da hieß es dann, eine Reparatur lohne sich nicht mehr, und so kam für tausendfünfhundert Euro ein neuer Boiler an die Wand, modegerecht mit beleuchtetem LCD-Display und allen möglichen „Öko"-Funktionen, von denen niemand weiß, was sie eigentlich bewirken. Nach einigen, nicht vielen Jahren meldete das abgesehen von ein paar gängigen Spinnweben immer noch nagelneue Gerät „Ca", also „Entkalkung nötig". Weil neue Geräte nun mal komplexer sind als alte, kostet das heutzutage nicht nur achtmal so viel wie früher, es kostet auch Zeit, ein paar Wochen, bis man endlich einen „Service" gefunden hat, der bereit ist, so was für einen solchen Hungerlohn zu erledigen: vierhundertfünfzig Euro für eine Stunde Arbeit plus Anfahrt!

Nach der Entkalkung stellt man fest, dass das LCD-Display von innen beschlagen ist, und denkt sich nichts weiter, bis bald darauf kein warmes Wasser mehr aus dem — wir erinnern uns: immer noch sehr neuen — Boiler kommt. Und schon geht die Handwerkersuche wieder los. Diesmal erweist sich, dass es in der ganzen Stadt niemanden mehr gibt, der ein solches Gerät repariert oder auch nur anschauen mag; man verdient sein Geld jetzt mit Komplettsanierungen ganzer Badezimmer und Duschtempel, und einen „Service“ gibt es nur noch für Anlagen, die man selber eingebaut hat. Erwischt man nach Wochen des kalten Duschens, Spülens und Waschens endlich doch einen Handwerker, stellt dieser lediglich fest, der Boiler sei irreparabel, ein neuer müsse her.

Das kostet dann inzwischen nicht mehr tausend-, sondern zweitausendfünfhundert Euro, dauert wieder ein paar Wochen, und die Hoffnung, das neue Gerät werde mindestens die paar Jahre lang funktionieren, die das alte abgeleistet hat, ist höchstwahrscheinlich vergeblich. Trost spendet höchstens der lustige Umstand, dass ein Haus weiter gleichzeitig exakt dasselbe Boilermodell auf dem Gehsteig steht, im gleichen Zustand. Offenbar wurde auch hier entkalkt; eine lustige Koinzidenz, die amüsante Rückschlüsse auf die Boilersituation in einer Eineinhalbmillionenstadt erlaubt.

Im Großen ist das alles nicht anders, sondern noch viel irrer. Zum Beispiel erdenkt da jemand auf hoher Dilettantenebene eine „Trambahntangente“, pumpt fiktive Multimillionen aus einem „Topf“, lässt einen halben Stadtteil absperren und schickt die Bauarbeiter los, die Bordsteine ausheben, Mittelstreifen entfernen und kräftig herumbaggern, -schreddern, -reißen, -lärmen und -buddeln. Dann stellt man fest, dass es etwas nicht gibt, was man „Planfeststellung“ nennt und was sich der ordinäre Mensch so vorstellt, dass man vor dem ersten Spatenstich beziehungsweise der Komplettsperrung einer vielbefahrenen Straße erst mal den Lehrling ins Archiv schickt, damit er feststellt, dass oder ob es einen Plan für das Vorhaben gibt.

In Wirklichkeit braucht es dafür selbstverständlich eine komplette Behörde, die allerdings so sorgfältig arbeitet, dass die Feststellung, es gebe keinen Plan, erst dann getroffen werden kann, wenn die Baustelle bereits katastrophische Ausmaße erreicht hat. Dann wird alles abgebrochen, die Bordsteine werden wieder eingesetzt, der Straßenbelag notdürftig repariert, die Absperrungen entfernt und die ganze Idee mit der „Tramtangente“ in etwas verschoben, was man sich als riesiges unterirdisches Lager für Traumtänzereien und verstiegene Projekte vorstellen muss.

Allerdings fragt man sich, wer jemals in der Lage gewesen sein könnte, ein solches Lager zu bauen, und zwar fertigzubauen. Möglicherweise stammt es noch aus der Zeit der alten Römer. Da hat man noch einfach gebaut, ohne Behörde, dafür mit Ahnung von Material und Materie sowie klugen Plänen; und Geduld hatte man auch später noch — man denke nur an den Kölner Dom, an dem 632 Jahre lang gewerkelt wurde, wobei die Arbeiten auch mal jahrhundertelang stillstanden, weil kein Geld mehr da war oder weil man sich statisch verrechnet hatte. Am Ende immerhin wurde der Koloss einigermaßen fertig.

Heute wäre so etwas absolut unmöglich, wie man beispielhaft in Stuttgart sehen kann:

> ***Da wurde ein schöner, gut funktionierender Bahnhof weggerissen, um durch ein surrealistisches unterirdisches Monstrum ersetzt zu werden, für mehr Milliarden als es zur Zeit der Planung überhaupt gab, was dem einzigen Zweck dienen sollte, obendrauf ein Betongebirge mit allen Schikanen zu errichten, aus dem sich noch viel mehr Milliarden herausleiern ließen.***

Die Idee hatte übrigens ein nicht sehr talentierter Student; und nun stellt man langsam, aber sicher fest, dass das absurde Ungetüm niemals fertig werden wird und kann und dass es selbst dann, wenn

das irgendwie doch möglich wäre, nicht funktionieren könnte und so viele Sicherheitsrisiken mit sich brächte, dass das ganze Unternehmen so oder so unweigerlich in einer Katastrophe enden müsste.

Was übrigens fachkundige Kritiker des auch logistisch vollkommen idiotischen Vorhabens von Anfang an wussten; auf die durfte man aber nicht hören, weil sie Querdenker, Schwurbler und Fortschrittsleugner waren, die einfach nicht einsehen wollten, wieso ein neuer Bahnhof für weniger Züge und Passagiere nur deshalb toll sein soll, weil ein paar Konzerne aus der gigantischen Baugrube nicht abreißende Flüsse von unvorstellbaren Geldmassen herauspumpen können, die sich aber nicht etwa aus der irdischen Tiefe speisen, sondern aus Steuern und Schulden. Nicht einsehen möchten nun wiederum die Betreiber des Projekts, dass das alles ein Jahrtausendreinfall ist, ein historisches Größtdokument der Schrumpfung menschlicher Fähigkeit koordinierten Denkens und Handelns. Und deshalb wird weiter gebohrt, gerammt und geschaufelt, werden noch viel mehr Milliarden in den Ofen geschmissen, und wenn sich zwischendurch mal wieder herausstellt, dass man zum Beispiel tausend Kilometer Kabel falsch verlegt hat, dann verschiebt man halt den Termin der angeblichen Fertigstellung einfach noch mal um fünf oder zehn Jahre in eine ferne Zukunft, von der angesichts des näherrückenden großen Kriegs niemand weiß, ob dann überhaupt noch irgendwer in Mitteleuropa lebt und Interesse an einem schwäbischen Bahnhof hat.

Apropos Antike: Auch damals schon waren Städte Dauerbaustellen, die stetig weiterentwickelt und weitergebaut wurden, meist ohne großen Gesamtplan, je nach Anforderungen, Gegebenheiten, Lust und Laune. Das konnte sich über Jahrhunderte, manchmal Jahrtausende hinziehen, wobei die Städte und Stätten jedoch stets bewohnbar beziehungsweise benutzbar blieben, weil das Wohnen und Nutzen nun mal ihr eigentlicher Zweck war und es einen Profit

noch nicht gab. Statt Behörden einzurichten und sie mit sinnlosem Bürokratiekram zu überlasten, bei dem außer Blödsinn nichts herauskommt, setzte man sich zusammen und diskutierte. Es ging ja nicht anders, weil das Schreiben die meiste Zeit noch nicht erfunden war, und digitale Medien, mit denen man in Echtzeit aneinander vorbeireden und alles immer mehr verwirren kann, bis in Nullkommanichts niemand mehr kapiert, worum es geht — die gab es sowieso nicht.

Allerdings stellte man auch damals hier und da fest, dass eine Stadt oder ein Teil davon nicht mehr so recht funktionierte oder nicht mehr den veränderten Anforderungen entsprach oder den Insassen schlicht nicht mehr gefiel. Mag sein, dass zum Beispiel die Bewohner von Göbekli Tepe die furchterregenden Reliefs böser Raubtiere, mit denen ihre Urururururahnen vor tausenden Jahren ihre Säulen verziert hatten, einfach nicht mehr sehen konnten. Die Moden ändern sich eben, so wie man damals ja auch mal eine Landwirtschaft einführte, um sie nach ein paar Jahrhunderten oder Jahrtausenden wieder abzuschaffen und lieber wie früher jagen und sammeln zu gehen. Jedenfalls tat man in so einem Fall offenbar das Nächstliegende: Man schüttete einfach alles zu und baute obendrauf eine neue Siedlung. Und zwei- oder dreitausend Jahre später aufs Neue oder manchmal schon nach Jahrhunderten — es änderte sich ja zwischendurch auch mal das Klima recht abrupt und rasant, ganz ohne Kohlendioxid und Windräder. Oder es kamen feindliche Horden daher, die entweder alles zu Klump schlugen oder zu ihrer Abschreckung eine andere Architektur nötig machten. Umstände gab es da so einige.

Auch wenn mir anständige Archäologen angesichts einer derart vereinfachten Darstellung von zwanzig- oder dreißigtausend Jahren menschlicher Geschichte einen großen Vogel zeigen werden — vielleicht wäre es ganz hilfreich, sich der (meinetwegen vermeintlichen) vergessenen Traditionen zu erinnern. Für die Stuttgarter beispielsweise wäre es sicherlich eine epochale

Erleichterung, ein Grund zum kollektiven Aufatmen weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus und ein Anlass für ein gewaltiges Volksfest, das man noch in Jahrhunderten feiern würde, wenn man sich darauf einigen könnte, den ganzen Bahnhofsschlamassel einfach mit ein paar Millionen Tonnen Schutt zuzuschütten und obendrauf einen netten, hübschen, funktionierenden Bahnhof zu errichten oder zu erhalten. Oder auch nicht, was angesichts des fortgesetzten Untergangs des Chaosunternehmens „Deutsche Bahn“ auch kein großer Verlust wäre.

> ***In München wiederum böte es sich an, Bauruinen wie das legendäre Loch am Nordbad und die sogenannte „zweite Stammstrecke“ zuzuschütten.***

Dann wäre Platz für ein paar Wohnhäuser, deren Zuschnitt möglicherweise aufgrund der am selben Platz gemachten Erfahrung wesentlich bescheidener, schlichter und schöner ausfiele als die überkandidelten und zugleich todeshässlichen Betonhaufen, die man zuletzt an die Ränder der inneren und äußeren Stadt geschmissen hat, als ginge es tatsächlich darum, eventuell anrückende Feinde wirksam abzuschrecken. Ansonsten könnte man auch ein Denkmal hinstellen, damit die Lektion nicht vergessen wird.

Aber ich weiß: Solche Hoffnungen sind müßig und vergeblich. Bevor der moderne Massenmensch oder vielmehr seine im Spätstadium der Verblödungshybris befindlichen Führer und Herrscher einsehen, dass sie sich verrannt haben, stülpen sie über die monumentalen Schrotthaufen, die sie überall hinterlassen, lieber noch viel monumentalere und idiotischere Schrotthaufen drüber, bis endlich — Joseph Taintters Lehre vom unabwendbaren Kollaps überkomplexer (Pseudo-)Zivilisationen gemäß — alles zusammenbricht und nichts mehr zu retten ist.

Diese offenbar unausweichliche Hineinsteigerung in den

Größenwahn, die nur durch ein gelegentliches Zuschütten samt folgender Diskussion ohne hierarchische Befehlsgewalt zu verhindern wäre, lässt immerhin einen einzigen Ertrag erwarten: Wenn in ferner Zukunft noch Archäologen da sind, um Stätten des Irrsinns wie München, Stuttgart oder auch Berlin auszugraben, haben die dann lebenden Menschen die Möglichkeit des Vergleichs und können sich entscheiden, was ihnen vernünftiger erscheint: ab und zu innehalten, sich besinnen und beraten oder blindlings und folgsam immer weiter eskalieren, bis es zu spät ist.

Was übrigens viel weitere Bereiche betrifft oder beträfe als lediglich Stadtplanung und Architektur, nämlich im Grunde das gesamte Leben und Sein im entgleisten Wahn einer alternativlosen Flucht aus der Gegenwart in immer kaputtere illusorische „Zukunften“, wie es heute im gesamten untergehenden „Westen“ herrscht. Aber das wird sich der aufmerksame Leser sicherlich schon gedacht haben.



Michael Sailer, Jahrgang 1963, schreibt Romane, Geschichten, Kolumnen, Bühnentexte und einen Blog. Er war bis zum Beginn der 2G-Diskriminierung Stammautor der Lesebühne „Schwabinger Schaumschläger“, sporadisch immer noch Musiker. Er studierte Germanistik und Geschichte, arbeitete als Autor beziehungsweise Redakteur unter anderem für **Musikexpress**, **taz**, **Konkret** und die **Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung**. Er wurde 2001 mit dem „Schwabinger Kunstpreis“ ausgezeichnet, lebt und faulenzt in Schwabing und am Lerchenauer See. Weitere Informationen unter **sailersblog.de** (https://sailersblog.de/).